Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 75 (2019)
Heft: 3

Artikel: Schlecht und recht schreiben : provokante Thesen zur Orthografie
Autor: Schäfer, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-866451

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schlecht und recht schreiben

Provokante Thesen zur Orthografie[1]

Von Werner Schäfer[2]

Vor einiger Zeit kam ich mit dem Eigentümer meiner Autowerkstatt ins Gespräch. Es sei so gut wie unmöglich, so klagte er, geeignete Lehrlinge zu finden. Am Abend desselben Tages stimmten in einer Fernsehdokumentation andere deutsche Unternehmer das gleiche Klagelied an. Die Argumente glichen sich aufs Haar. Selbst der Wortlaut schien manchmal derselbe zu sein. Eine der Klagen lautete: «Die können ja noch nicht einmal richtig schreiben.»

Ich war zunächst einmal positiv überrascht. Nicht über die Bewerber, die nicht richtig schreiben können, sondern über die Arbeitgeber. Die, so glaubte ich, prüften die Eignung von Bewerbern dadurch, dass sie sie Texte verfassen liessen. Eine solche Aufgabe kann tatsächlich viel über die Eignung eines Bewerbers verraten. Kann sich jemand verständlich und angemessen ausdrücken und einen kohärenten Text verfassen? Die Enttäuschung folgte auf dem Fusse: Ich musste einsehen, dass mit *Schreiben* gar nicht Schreiben im Sinne von Verfassen eines Textes gemeint war, sondern Rechtschreibung. In beiden Fällen bezogen sich die Klagen auf die Bewerbungsschreiben. Die, so wurde versichert, wimmelten nur so von Rechtschreibfehlern.

Die Gleichsetzung von Schreiben und Rechtschreibung, wie sie in den Äusserungen der Unternehmer zum Ausdruck kam, ist ein verbreitetes Missverständnis. Der Unterschied ist aber nicht unwesentlich. Um es pointiert zu sagen: Ein Text, der viele Rechtschreibfehler hat, kann gut sein, und ein Text, der keine Rechtschreibfehler hat, kann

1 Dieser Text beruht wie der nächste auf einem Vortrag in der Radiosendung «Aula» (SWR2 Wissen): *www.swr.de/swr2/programm/sendungen/wissen/rechtschreibung-provokante-these/-/id=660374/did=22987976/nid=660374/17xej3l/index.html (Kurz: http://tiny.cc/AulaSchaefer)*

2 Dr. Werner Schäfer war Dozent für Anglistik an der Universität Trier. Von ihm erschien im «Sprachspiegel» die Serie «Deutsch-Geschichte in 100 Wörtern» *(www.sprachverein.ch/Woerter.pdf).*

schlecht sein. Das ist dann der Fall, wenn der Text mit den vielen Rechtschreibfehlern klar, kohärent, gut strukturiert ist, eine einfache und verständliche Sprache benutzt, unnötige Wiederholungen vermeidet und präzises Vokabular verwendet. So ein Text wäre allemal einem Text vorzuziehen, der hinsichtlich der Rechtschreibung makellos, aber holprig ist und schwer verständlich, eine gestelzte oder allzu saloppe Sprache verwendet und vom Hundertsten ins Tausendste kommt.

Dies sind natürlich nur idealtypische Fälle. In der Realität wird man meistens eine Vermischung der Merkmale finden. Aber diese idealtypischen Fälle zeigen, welche Kompetenzen notwendig sind, um einen guten Text zu schreiben: die Fähigkeit, sich in den anderen, den Leser, zu versetzen, seine Gedanken zu ordnen, unter verschiedenen Alternativen das beste Wort zu finden. Jemanden, der diese Fähigkeit beweist, würde ich als Unternehmer jemandem vorziehen, der Wörter richtig buchstabieren kann.

1 Anderes ist wichtiger

Das führt mich zu der ersten der drei nicht ganz leicht verdaulichen Thesen dieses Beitrags: **Rechtschreibung ist nicht so wichtig.** Jedenfalls nicht, wenn man sie in Relation zu anderen sprachlichen Fertigkeiten setzt. Ob man *Weihnachten* mit oder ohne *h* schreibt, ist dann nicht mehr ganz so wichtig. Immerhin hat es in Deutschland jemand, der einmal *«Frohe Weinachten»* wünschte, zum Bundeskanzler gebracht (Schröder).

Um die etwas irritierende These zu untermauern, dass Rechtschreibung nicht so wichtig sei, lohnt sich ein Blick in die Vergangenheit. Der zeigt, dass unsere Vorstellung von einer genormten Orthografie alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist. Dass es überhaupt eine normierte *Recht*schreibung gibt – das Wort selbst spricht Bände – ist eine relativ neue «Erfindung». Sie geht bei uns letztlich auf das 19. Jahrhundert zurück, ein Jahrhundert, das sich auch sprachlich der «Vermessung der Welt» widmete, mit drei Meilensteinen: Erste Orthographische Konferenz von 1876, Erscheinen des *Orthographischen*

Wörterbuchs von 1880, herausgegeben von einem gewissen Konrad Duden, und Einführung verbindlicher Regeln nach der Zweiten Orthographischen Konferenz 1901.

Natürlich hatte es auch vorher immer wieder Versuche der Vereinheitlichung gegeben, aber es gab keine Instanz, die diese Normen hätte durchsetzen können. Auch die Gründung der *Fruchtbringenden Gesellschaft* auf Schloss Hornstein (1617) und in ihrer Folge die Gründungen anderer Gesellschaften führten nicht zur Herausbildung eines Standards. Den Gesellschaften fehlte die Autorität dazu. Noch 1656 konnte Georg Philipp Harsdörffer im Hinblick auf eine einheitliche Rechtschreibung äussern: «Und singet ein jeder Vogel, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.»

Für den weitaus längsten Teil der Geschichte der deutschen Sprache gab es also keine Recht-Schreibung. «Falsch» gab es nicht und konnte es mangels verbindlicher Regeln und Regelwerke auch gar nicht geben. Variation war die Regel, was man heute noch an der unterschiedlichen Schreibweise von Nachnamen wie *Meier* oder *Schmidt* ablesen kann. Das ging so weit, dass ein und dasselbe Wort von ein und demselben Autor in ein und demselben Text unterschiedlich geschrieben werden konnte.

Das ist natürlich kein Argument gegen eine normierte Rechtschreibung, wie sie in einer modernen, verwalteten Gesellschaft üblich und erforderlich ist. Es ist aber ein Argument dagegen, die Bedeutung der Rechtschreibung zu überschätzen. Rechtschreibung ist nur ein kleiner und letztlich nachgeordneter Teil der Schreibkompetenz.

Dem wird auch eine Entscheidung des Chemiekonzerns BASF gerecht. Der legte von 1975 bis 2012 jährlich etwa 300 Bewerbern den gleichen Rechtschreibtest vor. Seit 2012 nutzt der Konzern den Test nicht mehr. Begründung: In der digitalisierten Lehr-, Lern- und Arbeitswelt seien andere Fertigkeiten wichtiger als die Rechtschreibung.

2 Bald macht's der Automat

Von der Vergangenheit in die Zukunft. Da gibt es eine Verbindung, und die wird uns zu der zweiten These führen: **Wir werden demnächst keine Rechtschreibfehler mehr machen.** Wenn Rechtschreibung in der Vergangenheit kein Aufreger war, weil es keine verbindliche Norm gab, so wird sie in der Zukunft – vielleicht – kein Aufreger mehr sein, weil wir keine Fehler mehr machen. Wir werden den Lehrer/Lektor/Korrektor ständig bei uns haben. Keinen menschlichen Lehrer/Lektor/Korrektor, sondern einen künstlichen. Der stellt sicher, dass alles seine Richtigkeit hat.

Die Zukunft hat natürlich schon längst begonnen. Elektronische Rechtschreibprogramme helfen uns in mehrfacher Hinsicht: Sie unterstreichen, sie korrigieren, sie schlagen Alternativen vor. Und das geschieht voraussetzungslos: Keine technischen Kenntnisse sind vonnöten, keine komplizierten Operationen erforderlich, damit das Programm seine Dienste tut. Es geht wie von Zauberhand.

Um ein einfaches Beispiel aus der eigenen Lehrtätigkeit anzuführen: Das englische Wort für Englisch, *English*, wird im Englischen immer grossgeschrieben, unabhängig davon, ob es sich auf Sprache, Menschen oder Institutionen bezieht. Wenn ich das Wort kleinschreibe, erlaubt mein PC das gar nicht. Er nimmt die Kleinschreibung nicht an. Er verbessert mich automatisch und wendet die Grossschreibung an. Die einzige Bedingung ist, dass das Rechtschreibprogramm für Englisch aktiviert ist. Wenn ich das Wort kleinschreiben will, muss ich den PC «austricksen», ich muss dafür sorgen, dass die Korrektur unterbleibt.

Tatsächlich habe ich gelegentlich einen Grund, das Wort kleinzuschreiben, nämlich dann, wenn ich es als Beispiel für einen Rechtschreibfehler der Studenten verwenden will. Denn die falsche Rechtschreibung kommt in deren Texten tatsächlich vor. Dieser Fehler ist die Folge einer Interferenz mit dem Deutschen, denn hier wird *englisch* in der Regel kleingeschrieben. Die Studenten, immerhin Studen-

ten der englischen Philologie, machen diesen Fehler, obwohl sie in Lehrbüchern (und anderen Publikationen) das Wort noch nie in Kleinschreibung gesehen haben können, es sei denn als Druckfehler.

Sie könnten diesen Fehler vermeiden, wenn sie das Rechtschreibprogramm aktivierten. Warum sie das nicht tun, war mir lange ein Rätsel, bis es sich herausstellte, dass das in der Schule in der Regel nicht gern gesehen wird. Man unterstellt vermutlich, dass die Schüler in eine Abhängigkeit vom Rechtschreibprogramm geraten könnten. Wo bleibt denn da die Eigenständigkeit? Aber: Ein Rechtschreibprogramm ist ein Hilfsmittel, genauso wie ein Wörterbuch ein Hilfsmittel ist. Wenn wir früher den Schülern den umständlichen Weg zum Wörterbuch gepredigt haben, verbauen wir ihnen heute den einfachen Weg zum elektronischen Hilfsmittel? Ist das sinnvoll? Erfolgreich jedenfalls ist diese Strategie nicht. Sonst würde der Fehler nicht immer wieder vorkommen.

Natürlich kann man einwenden, dass die Dinge nicht immer ganz so einfach liegen wie bei *English.* In vielen Fällen wird das Rechtschreibprogramm den *Kotext* – also die Wortumgebung – und manchmal auch den *Kontext* – also den Sinnzusammenhang – erkennen müssen, um einschätzen zu können, ob ein Wort richtig geschrieben ist. Ich teste meinen PC dadurch, dass ich in diesem Satz *dass* mit nur einem *s* schreibe. Der PC versagt. Er erkennt nicht, dass *dass* mit doppeltem *s* geschrieben wird. Dann gebe ich genau diesen Satz zur Überprüfung in ein frei verfügbares Programm im Internet ein, und siehe da: Ich bekomme eine Korrektur, einschliesslich des Kommentars: «Falls es sich um eine Konjunktion handelt, muss *das* durch *dass* ersetzt werden.» Das Rechtschreibprogramm versteht Grammatik! Vor zwanzig Jahren hätten die meisten von uns wohl kaum einer Maschine eine solche Kompetenz zugetraut. Es spricht einiges dafür, dass solche Systeme weiter verbessert werden und unsere Rechtschreibschwächen beheben.

Man ist leicht, allzu leicht versucht, solche Abhängigkeit von Maschinen als Verlust zu begreifen, als Kulturverfall gar. Man wird

fragen: Wo bleibt denn da das Lernen? Diese Befürchtung könnte sich als gegenstandslos erweisen. Beim Gebrauch der elektronischen Hilfsmittel kann Lernen durchaus stattfinden. Sie bieten Input und, in gewisser Weise, auch Interaktion, zwei essentielle Voraussetzungen für erfolgreiches Lernen. Mit unendlicher Geduld werden sie unsere Fehler markieren und verbessern. Wenn man die Entwicklung zu Ende denkt, dann werden wir nur noch Bruchteile von Wörtern eingeben müssen – und das ist ja auch heute schon häufig der Fall – und die elektronische Vorrichtung ergänzt diese Wortfetzen und bringt sie als perfekte, richtig geschriebene Wörter zu Papier oder, besser gesagt, auf den Bildschirm. Wenn sie das tut, warum sollten wir ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen? In einer solchen Welt wäre Rechtschreibung tatsächlich nicht mehr von Belang.

Aber, so könnte man einwenden, wie ist es denn mit handschriftlichen Texten? Da wird uns doch kein Lehrer/Lektor/Korrektor zur Seite stehen. Dann werden wir völlig auf uns selbst angewiesen sein. Aber: Wird es in Zukunft überhaupt noch handschriftliche Texte geben? Diese Frage klingt ketzerisch und evoziert düstere Zukunftsvisionen. Aber vielleicht nur für uns, die wir in einer anderen Welt aufgewachsen sind. Dass sich Schreibmaterialien ändern, hat es im Laufe der Zivilisation immer wieder gegeben, und solche Veränderungen, wie die Einführung von Papier, sind nicht zu Ungunsten der Zivilisation ausgegangen. Ein ähnlich radikaler Umbruch kann uns bevorstehen. Diejenigen von uns, die ihre Einkaufslisten noch mit Stift und Notizblock schreiben, sind heute schon Fossilien. Und müssen sich die Frage gefallen lassen, warum sie nicht für ihre Notizen das Handy benutzen, das sie ohnehin bei sich führen.

3 Lernt man «nun mal so»?

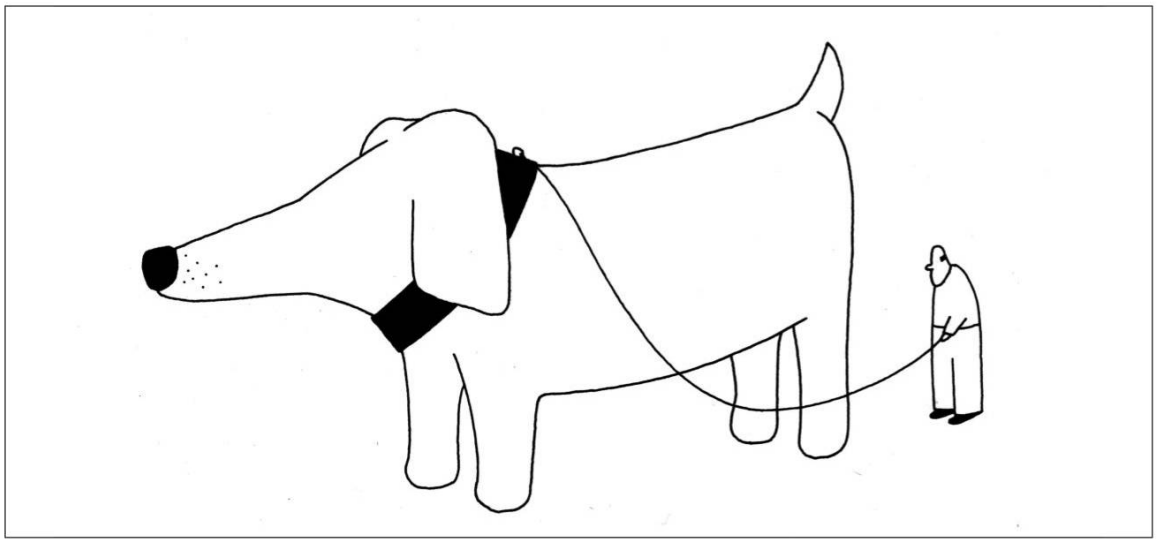
Bei der dritten (provokanten) These geht es nicht um die Rechtschreibung an sich, sondern um das Erlernen der Rechtschreibung. Diese These lautet: **Die Methode ist nicht so wichtig.** Auch diese These widerspricht vermutlich jeder Intuition. Sie muss aber deshalb nicht falsch sein (vgl. «Fremdsprachenlernen» ab Seite 76).

Werfen wir einen Blick auf die spezifischen Methoden zum Erlernen der Rechtschreibung. In einer 2018 erschienenen Bonner Studie, die ungewöhnlich viel Resonanz in der Öffentlichkeit erntete, wurde die analytisch-synthetische Methode, die Fibel-Methode, mit zwei «alternativen» Methoden verglichen, der Methode «Lesen durch Schreiben», bei der die Schüler «nach Gehör» schreiben, also so schreiben, wie sie es für richtig halten, und der Rechtschreibwerkstatt, bei der Schüler individuell in unterschiedlicher Reihenfolge Materialien bearbeiten. Es wurde eine deutliche Überlegenheit der Fibel-Methode gegenüber den beiden Vergleichsmethoden konstatiert.

Das fand viel Beachtung beim Publikum und viel Beifall. Warum ist das so? Erstens ist uns diese Methode vertraut. Wir möchten keine Abweichungen davon. Zweitens gilt allgemein die Annahme, die Rechtschreibkompetenz befinde sich auf dem absteigenden Ast, und was liegt näher, als das den verfehlten neumodischen Methoden zuzuschreiben? Und drittens finden wir diese Methode einleuchtend: Ein Buchstabe wird einem Laut zugeordnet und umgekehrt. So lernt man schreiben. Dahinter steht aber ein Missverständnis des Rechtschreibprinzips des Deutschen, das eben kein phonologisches ist, sondern ein Mischsystem, in dem morphematische und etymologische Prinzipien neben den phonologischen greifen.

Vereinfacht gesagt: Die deutsche Rechtschreibung ist der Worttreue verpflichtet, nicht (nur) der Lauttreue. Deshalb schreiben wir *Hund* mit *d*, obwohl man – Symptom der Auslautverhärtung im Deutschen – vor allem in Norddeutschland /t/ spricht: *Hunt*. Vier verschiedene Schreibweisen für denselben Vokal haben wir in *Bibel*, *Biene*, *fliehen*, *ihnen*. In *hohl* (Adjektiv) haben wir ein *stummes h* und eines, das gesprochen wird. Dann haben wir Doppelbuchstaben wie *ch* oder *th* und sogar Dreifachbuchstaben wie *sch*, die nur einen Laut wiedergeben. Wir unterscheiden zwischen *dass* (Konjunktion) und *das* (Artikel), aber nicht zwischen *das* (Artikel) und *das* (Pronomen).

Das alles stellt eine erhebliche Hürde für den Lerner dar. Selbst ein scheinbar so einfaches Wort wie *Esel* weist eine Abweichung von



Ist das ein deutscher Hunt? (Zeichnung von Tizian Merletti aus dem Buch «Richtig oder falsch?» von Johannes Wyss, © NZZ Libro, 2. Aufl. 2016)

dem 1:1-Ideal auf, der perfekten Graphem-Phonem-Korrespondenz. Der Buchstabe *e* steht in *Esel* für unterschiedliche Laute. Lerner, die nach der Fibel-Methode lernen, und vermutlich nicht nur die, lesen deshalb folgerichtig */e:ze:l/* (zweimal mit geschlossenem, langem *e*). Ein Kind muss also beim Rechtschreiberwerb ein abstraktes Lautschema und ein ebenso abstraktes Schreibschema entwickeln, um richtig schreiben zu können. Mit der Erlernung einer einfachen, mechanischen Graphem-Phonem-Korrespondenz ist es nicht getan. Wir unterschätzen die Schwierigkeiten, die das Erlernen der Rechtschreibung bedeutet. Es ist einfach zu lange her, dass wir sie erlernt haben.

Das ist natürlich noch kein Argument gegen die Anwendung der Fibel-Methode – wenn sie denn erfolgreich ist. Das ist mit der Studie aber noch nicht erwiesen. Neben einigen methodischen Problemen erhebt sich auch hier die Frage nach der Langzeitwirkung. Wird sich die Methode langfristig bewähren? Oder nivelliert sich der Effekt der Methode im Laufe der Zeit? Dies sind Fragen, auf die es keine einfachen Antworten gibt. Aber sie sollten uns Warnung sein vor allzu schnellen Schlussfolgerungen. Vor allem vor Schlussfolgerungen der Art, wie sie jetzt von ranghohen Bildungspolitikern kamen, die «Konsequenzen» aus der Studie forderten – zu einem Zeitpunkt, wo die Details der Studie noch gar nicht bekannt waren.

Dazu kommt ein anderes Problem: Gesetzt, diese Methode ist erfolgreich, nachweisbar und langfristig erfolgreicher als die «alternativen» Methoden, heisst das noch nicht, dass sie «besser» ist, so paradox das auch klingen mag. Kinder, die nach der Fibel-Methode schreiben, sind gebunden an die Buchstaben, die sie bis dahin gelernt haben. Sie müssen standardisierte, vorgegebene Sätze schreiben, ohne persönlichen Bezug: *Else, Uli, Lili lesen. Nun, Uli, male Ilse, male Lili.* So stand es früher in den Kinderfibeln.

Auch wenn die Sätze heute nicht mehr ganz so sinnentleert sein mögen, fragt es sich, ob das der Freude am Schreiben und am Lesen förderlich ist. Und Freude am Lesen und Schreiben kann sich wiederum positiv auf die Rechtschreibleistungen auswirken. Abweichende Schreibweisen wie *Fata* für *Vater* sind zwar falsch, geben aber Aufschluss über den Entwicklungsstand des (in diesem Fall deutschen) Kindes und können Gegenstand der Korrektur sein, müssen es aber nicht. Umgekehrt sollte man sich vor der Schlussfolgerung hüten, aus Lernern, die nach der Fibel-Methode lernen, könnten keine eifrigen Leser und Schreiber werden. Die Erfahrung belegt das Gegenteil.

4 Rechtschreibung: Weniger Selbstzweck als Symptom

Was folgt nun aus all dem? Rechtschreibung ist ein hoch sensibles Thema. Über Rechtschreibung wird und wurde schon immer mit viel Leidenschaft gestritten. Und nicht nur Gelegenheitsschreiber haben sich zu wenig differenzierten, dem Bauchgefühl entstammenden Äusserungen hinreissen lassen: Thomas Mann sprach angesichts eines Reformvorschlags von der «Verarmung, Verhässlichung und Verundeutlichung» des Schriftbilds.

Die Sprachbenutzer fühlen sich persönlich betroffen. Von dem Regelwerk und erst recht von möglichen Veränderungen. Schon im 19. Jahrhundert soll ein norwegischer Sprachforscher gesagt haben: «Was die Leute einmal in ihren Kopf gehämmert haben, dazu stehen sie, so sehr du sie auch zu überzeugen versuchst, dass es unpraktisch, falsch und unangemessen ist.»

Dem kann man zustimmen, wenn man die Debatten verfolgt. Oft werden emotionale Einzelfälle herausgegriffen und schwere kulturpolitische Konsequenzen befürchtet. Das war bei der Ersten Orthographischen Konferenz 1876 nicht anders als bei der Überarbeitung der Rechtschreibung 1996, bei der neben sachlich begründeter Kritik auch der Untergang der deutschen Sprache heraufbeschworen wurde. Es geht aber gar nicht um «die Sprache», die uns die Politiker angeblich «wegnehmen» wollen. Es geht «nur» um die Rechtschreibung, den einzigen Teilbereich der Sprache, der sich «von oben» normieren lässt. Die Regeln der deutschen Sprache kann niemand per Erlass verändern. Das sollte man, bei allem Respekt vor der Betroffenheit der Sprachbenutzer, richtigstellen dürfen. Ebenso sollte man richtigstellen dürfen, dass die standardisierte Rechtschreibung nur für den amtlichen und den schulischen Bereich verbindlich ist. Ansonsten können wir schreiben, wie wir wollen, in privaten wie in geschäftlichen Angelegenheiten. Da gibt es keine Vorschriften.

Man sollte auch zu mehr Offenheit aufrufen dürfen, Offenheit einerseits gegenüber Veränderungen – *Tür* ohne *h* ist uns heute eine Selbstverständlichkeit, stiess aber früher auf heftige Ablehnung –, Offenheit andererseits gegenüber alternativen Schreibweisen: Was spricht dagegen, dass andere eingedeutscht *Majonese* schreiben (im Internet wimmelt es davon), wenn ich selbst bei der angestammten französischen Schreibweise *Mayonnaise* bleiben kann?

Und was die Rechtschreibkompetenz angeht, ist etwas mehr Gelassenheit gefragt. Klagen über schlechte Rechtschreibung sind nichts Neues. Schon in den dreissiger Jahren klagten deutsche Wirtschaftsverbände über die «bodenlose» Orthografie der Bewerber. Das goldene Zeitalter liegt immer in der Vergangenheit. Das war schon in der klassischen Antike so. Die Wirklichkeit ist anders. Es ist nicht immer fünf vor zwölf.

Gute Rechtschreibung ist weniger ein Selbstzweck als ein Symptom: Wer viel liest, schreibt besser – und richtiger.